

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 82 (1956)
Heft: 19

Rubrik: Philius kommentiert

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



An einem der sonnenlosen Sonntage wurden wir bei Freunden eingeladen, die sich einen Radioapparat von besonderer Qualität angeschafft haben. Wir weihten ihn also ein, mit einem Nachmittagskonzert, an dem man sich auf dem Plattenspieler einige Platten vorspielen ließ. Der Besitzer hat ausgesprochen musikalischen Geschmack und spendete uns vor allem Mozart. Wie oft habe ich geglaubt, solche Radiokonzerte im Familienkreise ironisieren zu müssen, und jetzt war es ein sehr schöner, ein gehaltvoller Nachmittag, an dem man sich von längst gehörten Schönheiten wieder von neuem gefangen nehmen ließ. Gewiß, gelegentlich redete man miteinander und der Lautsprecher sprach ein klein wenig am Ohr vorbei, wobei ich allerdings festhalten muß, daß der moderne Mensch darin eine Wunderscheinung ist, als er oft zwei Dinge nebeneinander erledigen kann; er spricht angeregt mit Gästen, Freunden und fängt nebenbei mit dem Ohr, gleichsam im Vorübergehen, gute Musik auf. So geschah es auch uns, aber dort, wo Mozart mächtig wurde, verstummten wir. Nun, davon wollte ich eigentlich nicht zu viel sagen, sondern von jenem Gedanken, der mir an diesem Nachmittage einfiel:

Warum gibt es kein einziges Restaurant in unserer Stadt, das sich mit seinen mechanischen Musikapparaten auf gute Musik verlegt? Man könnte sich doch vorstellen, daß es ein Café gäbe, in dem der Musikfreund weiß, daß er nicht bloß mit dem gottlosen Tingeltangel schlechter, öder, speckiger Unterhaltungsmusik überschwemmt wird. Ein Café, in dem sie sowohl aus den Radioprogrammen, als auch aus ihrem Gramophonplattenvorrat nur Gutes, nur Werthaltiges aussuchen. So wie es auch schon Cafés gegeben hat, in denen Musikkapellen nur gute Programme kultivierten. Ich gestehe offen, daß mein Ideal ein Café wäre, in dem Schweigen Gold ist. Wo man das genießen könnte, was aus unserer Lebensnähe so schmerzlich entflohen ist: Ruhe, Stille. Wenn aber schon Lärm, dann doch auch lieber «guter Lärm», nämlich wertvolle Musik. Ein solches Café sollte von Zeit zu Zeit seine Musikprogramme veröffentlichen, sei's in der Zeitung, sei's in Anschlägen beim Eingang. Ein Publikum würde sich wohl finden, Leute, die es schon längst bedauern, daß unsere Cafés zu Dauerlärmhallen geworden sind.

☆

Jemand schickt uns folgenden Beitrag:

«Mit dem «Valentinstag» hat es angefangen. In Bälde kommt der «Muttertag». Vorher kommt noch der «Tag der Arbeit». Und schon will man einen «Vatertag» propagieren, aber bitte, genormt, mit – Blumen, der Kiste Stumpen, den Hosenträgern und was der Dinge mehr sind.

Ich bin gegen diese normierten Tage, weil mir dieses hektische Geschäftemachen unbehaglich ist. Und weil wir erstens auf dem besten Wege sind, immer mehr einer trostlosen geistigen und seelischen Verflachung zu unterliegen. Wir werden durch diese Kalendertage ganz einfach denkfaul und bequem. Darin, daß ich recht habe, wurde ich kürzlich auf eindrucksvolle Weise bestärkt. Den «Tag der Kranken» habe ich im größten Spital unserer größten Schweizer Stadt miterlebt, kurz nach einer überstandenen Operation. Neben mir lagen Leidensgenossen, die in ihrer schwersten Zeit selten oder nie Besuch hatten. Ich sehe die traurigen Augen heute noch, wie sie an den Besuchstagen zur Türe blickten mit der leisen Hoffnung, daß jemand ihretwegen komme. Und sie waren doppelt glücklich, wenn meine Bekannten oder Freunde jeweils einen Augenblick an ihr Bett traten, um sich mit ihnen zu unterhalten. Aber am «Tag der Kranken», da kamen die Leute in rauen Mengen, einer Völkerwanderung gleich. Dutzendweise standen sie mit Blumen in den Armen um die Betten.

Etwa drei Wochen später klopfte es eines Nachmittags außerhalb der Besuchszeit an die Türe. Unter der Türe stand ein einfach, sauber gekleidetes Mädchen mit langen Zöpfen und tiefbraunen Augen und fragte etwas schüchtern, ob es nicht irgend einem Kranken, der allein sei, einen Besuch machen dürfe. Als wollte es sich entschuldigen, erklärte es uns, es gehe in die sechste Klasse und der Lehrer habe in der Schule kürzlich gefragt, ob sie auch schon einmal darüber nachgedacht hätten, wie viele Kranke und Arme allein in den Spitälern lägen. Jetzt habe es gedacht, es könnte vielleicht mit einem Besuchlein eine kleine Freude machen. Und wenn es dürfe, komme es später dann noch öfters. Als die Schwester es zum Bett eines Schwerkranken führte, legte sich mit einemmal eine wundersame Stille über das Zimmer, als wäre etwas vom Himmel herunterschwebt. Dieses Kind kam mit leeren Händen, aber mit einem warmen Herzen. Beim Abschied sagte ich in meiner Unbeholfenheit, das sei sehr lieb von ihm gewesen und dafür habe es jetzt wenigstens eine Stunde früher aus der Schule fortgehen können. «Nein», war die Antwort, «dann hätte ich ja selber nichts von mir dazutun können. Aber ich muß jetzt gehen, ich habe noch einen weiten Heimweg und meine Aufgaben zu machen. Ich komme von – – Affoltern.»

Dazu möchten wir bemerken: Natürlich haben der «Tag der Kranken», «Der Muttertag» usw., diese «eingeführten» Gedenktage, diese Neulinge im kalendarischen Festprogramm, nicht die gleiche Magie wie die alten Kalenderfeste. Man kann sich sowohl an ihrer forcierten Neuheit, als auch an jenem Begleitgeräusch des Geschäftsrummels stoßen, der sie zu begleiten pflegt. Aber ich habe nicht den Mut, sie ganz zu verurteilen. Sind sie vielleicht selber aus prinzipiellen Gründen ablehnenswert, so wecken sie Gutes. Sie mobilisieren im privaten Raum gute Taten und gute Gefühle, die vielleicht ohne diesen äußern Anlaß unterblieben wären. Man kann zu Recht sagen, das Mitgefühl den Kranken gegenüber sollte nicht nur an *einen* Tag, den «Valentinstag», gebunden sein und als eine faule Entschädigung jener während des Jahres unterbliebenen und verpaßten Taten des Mitgefühls gelten. Aber gerade die Episode, die unser Einsender von jenem Schulmädchen erzählt, zeigt, wie solche organisierten Manifestationen des guten Herzens Menschen zu recht schönen Aeußerungen anregen können. Bei der großen Verflachung, die ein Resultat unserer großen Massenballungen sind, ist es vielleicht nötig, daß man die guten Dinge etwas mehr organisieren muß, als das in Zeiten nötig gewesen ist, die den Moloch der Kollektivität noch nicht gekannt haben. Wer ohne den Valentinstag der Kranken gedenkt, hat ihn eben nicht nötig, und wo er die Gedankenlosen zu schönen Regungen aufzurufen vermag, da hat er seinen Zweck erfüllt.

Zeitgenosse Albert erlebte gestern:

